

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Gerettet.

Erzählung von Käthe Luboski.

Es ist wirklich ein Leichtsin,“ sagte Doktor Winter während des Dahinschwabens auf der glatten Eisbahn, die wie schwarzer Marmor unter den Wolkengebirgen eines düsteren Himmels lag, zu seiner zierlichen Gefährtin.

Ruth Vienhardt lachte hell auf. „Wir haben darum ja auch meinen Bruder Kurt, Ihren liebwerten Neuling, zu Hause gelassen...“

„Aber Sie sind doch hier, Fräulein Ruth!“

Sie warf den blonden Kopf mit heftiger Bewegung zurück.

„Wie kommt es nur, daß Sie stets so außerordentlich besorgt sind, wenn das erste Eis endlich da ist?“

„Er sah ich ruhig und fest in die Augen, aus denen jetzt der Lachende Ausdruck geschwunden war.“

„Weil ich ein geübter und erprobter Schwimmer bin, und dies andere Leute bekanntermaßen nicht sind.“

„Nun, ich werde bestimmt im kommenden Sommer schwimmen lernen,“ sagte sie kleinlaut.

„Wenn Sie bis dahin Ihr Leben weiter so leichtsinnig aufs Spiel setzen, steht das noch längst nicht fest.“

Sie begann sich über ihn zu ärgern. „Wären Sie doch nur lieber zu Hause geblieben.“

„Das hätte, offen gestanden, meinem eigenen Gesand auch viel mehr entzogen.“

„Nun, da treten Sie doch gefälligst um mir passiert schon nichts. Ich bin hundertmal diese Strecke allein gelaufen und noch jedesmal unverletzt nach Hause gekommen.“

„Das darf ich leider nicht,“ sagte Doktor Winter, der seit einem Jahr den einzigen, sehr zarten Sohn des Fabrikbesizers Vienhardt erzog und unterrichtete, und ein leises Bedauern klang deutlich aus seiner Stimme. „Ich verspreche Ihrer Frau Mutter nämlich heute, auf Sie acht zu geben.“

„Ich möchte wirklich wissen, wie Sie das anstellen werden.“

„Sehr einfach,“ sagte er schon wieder fröhlich. „Sehen Sie in der Ferne den dicken Grenzpfahl? — Bis dahin geht unsere Fahrt und auch nicht einen Schritt weiter.“

Sie atmete tief auf, weil sie plötzlich ein leidenschaftliches Gemisch von Neugier, Schmerz und Spottfucht eingengte. „Oho, Herr Doktor... das werden wir doch mal erst abwarten.“

Er sah ihre schmale Hand, deren er sich zu ihrer Sicherheit bemächtigt hatte, fester: „Sie werden doch nicht wollen, daß ich wortbrüchig werde, Fräulein Ruth.“

„Das ist eine bequeme Ausrede.“

„Bequem? — Wie meinen Sie das?“

Einen Augenblick zauderte sie dann und schied sich alles, was sich in diesem letzten Jahr an heimlichem Groll und zumeist ohnmächtiger Auflehnung gegen den ihr aufgezwungenen starken Willen aufgespeichert hatte.

„Ich meine, Sie verdecken dahinter sehr geschickt die Angst um das eigene Leben, Herr Winter.“

Er blieb ganz ruhig.

„Ich leugne durchaus nicht, daß es mein Bestreben ist, mich nicht leichtfertig in Gefahr zu begeben.“

„Ein Mann muß mutig sein,“ sagte sie mit schärfer Betonung.

„Wenn er sich das leisten kann, ist es natürlich wunderbar,“ stimmte er zu. Sie wurde ein wenig verwirrt. „Wie... der Mut ist also ein Freidatzenvermögen in Ihren Augen und nichts Anderes?“

„Wenn Sie es so nennen wollen...“

„Sie werden sich dieses Privatvermögens wohl kaum jemals leisten?“

„Fast glaube ich das nämlich.“

Sie war sehr blaß geworden. Ihre Hand versuchte sich aus seinen starken Fingern zu lösen, ohne daß es ihr gelang.

„Ich werde auf jeden Fall über den Pfahl hinausfahren,“ sagte sie eigenfinnig.

„Das werden Sie nicht,“ wiederlegte er sie.

„Was wollen Sie mit mir tun?“

„Sie im schlimmsten Falle zwingen.“

Sie bebte in ohnmächtiger Mut, daß sie sich ihm auch heute wieder lösen mußte. Wie oft war ihr bereits das Gleiche begegnet...

Die ganze, hüßig bettlerige Mutter und der vielbeschäftigte Vater hatten nämlich die Sorge für ihre tollkühne, kaum achtzehnjährige Tochter auf die Schultern des ersten, zuverlässigen Mannes abgewälzt, der ihnen schon in gewissenhafter Treue den Sohn behütete. Ruth Vienhardt aber meinte denselben Mann, der sich so ruhig und schmerzlos völlig empfindungslos von ihr trennen ließ, in diesem Augenblick zu halten.

Zwar ließ sie wirklich nicht über

das Warnzeichen hinaus, aber sie stand still, holte tief Atem und sagte mit flammenden Blicken:

„Ich wollte Ihnen schon lange etwas sagen, aber ich fürchtete, daß Sie sich dann bei den Eltern über mich beklagen würden, und daß vielleicht Bruder Kurt darunter litten, indem Sie aus unserm Hause gingen.“

„Es muß demnach etwas sehr Hartes sein, Fräulein Ruth,“ Trostwort will ich es jetzt hören. Ich verspreche Ihnen, das ich mich nicht über Sie beklagen werde... Also... reben Sie nur.“

Sie stand mit heftig wogender Brust vor ihm.

„Erinnern Sie sich, daß Sie keinen Schritt aus dem Hause gegangen sind, als sich damals der Nero in der Tollwut von der Kette losgerissen hatte und flüchtig wurde?“

„Gewiß, es ist ja noch nicht so sehr lange her.“

„Und wissen Sie noch, daß Sie in den Eltern unser beständiges Zureden durchgedrungen haben, wie die beiden Brandstifter, die unsere Freibeit entzündeten wollten, festgenommen waren?“

„Freilich, freilich, Fräulein Ruth.“

„Sonderbar... daß auch Sie an dieser freiwilligen Haft teilnahmen. Wäre es nur aus Besorgnis für unser Heil geschehen, könnte man es noch verstehen.“

Sie fühlte, daß ihn nun doch allmählich seine kühle Ruhe verließ. Es reizte sie, ihn noch mehr aufzuspielen. „Und das Sie damals durchaus nicht die kleinen, nackten Schwabbeln reiten wollten, die unter den angelegten Balken des Fabrikgebäudes darum jämmerlich erliegen mußten?“

„Was wollen Sie eigentlich mit alledem sagen, Fräulein Vienhardt?“

Sie schloß die Augen. Aber ihre Lippen blieben leicht geöffnet, als schwebten noch weitere Anschuldigungen auf ihnen.

Er hob die Hand, als wollte er ihr Schweigen gebieten, und sie ward inne, daß diese starke, feste Hand zitterte.

„Es mag Ihnen dies alles wunderbar und selbst am erschienen sein,“ sagte er dabei mit schwerer, leiser Stimme. „Eine Erklärung kann ich leider nicht dafür geben... Nur sagen möchte ich, daß ich es strafwürdig finde, wenn man sein Leben um einer Nichtthat willen aufs Spiel setzt... daß es Fälle gibt, in denen es tausendmal tapferer ist, sich zu schonen...“

Sie verstand ihn nicht. Sie hörte nur, daß er sie nicht zu widerlegen vermochte.

„Da würden Sie also auch nicht allein — ich meine, ohne daß Sie damit eine übernommene Verantwortung für ein fremdes Leben verlorhen — über den Wertpfahl hinaus bis an die hängenden Weibenzweige da hinten laufen?“

„Niemals,“ antwortete er ganz ruhig.

„Irgend etwas schrie in ihr in Schmerzen. Sie wußte nicht, was es war. Sie schaute zu den tiefen Moorwiesen hinüber, über die, wären sie ihrer Gefährlichkeit wegen nicht streng gemieden geblieben, von hier aus die väterliche Fabrik in wenigen Minuten zu erreichen war, und sah dann langsam wieder zu dem Mann an ihrer Seite zurück.

„Ein paar Laute führten ihm jetzt aus dem roten Mädchenmunde scharf und zischend entgegen.“

„So seine sind Sie also...“

Er antwortete nichts darauf. Er sah sie wieder mechanisch nach ihrer Hand und fuhr stumm neben ihr nach Hause...

„Sobald sie aber am Rande der glatten Eisbahn standen, ließ er los, schnallte ab und wartete mit unerschütterlicher Ruhe, bis auch sie fertig geworden war.“

Dann schritten sie durch die enge Gasse an lärmenden Rindern vorbei zu dem grauen Haus hin, in dem ihnen der Großvater des jetzigen Fabrikbesizers Vienhardt mit seiner Familie gehaust hatte.

„Die Stunden dieses und die der nächsten Tage schlichen wie wogende Greife durch Sturm und Schmerz über unruhige Nächte zu Morgen. Der Fabrikbesitzer Vienhardt wollte auf einer längeren Geschäftsreise, und Frau Vienhardt hülfte einer starken Migräne wegen das Bett. Ruth sah vor ihrem zierlichen Schreibtisch und nagte an dem Federhalter, weil sie keine passenden Worte für einen gleichgültigen Brief an eine Pensionatsfreundin zusammenfinden konnte.“

„Was dem benachbarten Zimmer zerscholl das Lachen des kleinen Kurt und die Stimme seines Vaters, der wieder ganz fröhlich zu sein schien.“

Ruth Vienhardt hätte weinen mögen.

Sie hatte so sicher darauf gerechnet, daß Doktor Winter sie für ihre Härte nachträglich zur Rechenschaft ziehen würde. Wort für Wort hatte sie sich

in den schlaflos verbrachten Stunden dieser letzten Nächte die Antwort darauf zurechtgelegt...

Nun rückte er nicht dran. Nur heute beim Mittagessen hatte er, zu Kurt gewandt, gesagt:

„Die gefährlichsten Helden sind allemal die, welche die flinkste Zunge haben.“ Hatten sie wirklich dabei seine Augen mit einem spöttischen Ausdruck gefischt, oder bildete sie sich das nur ein? —

Nein, sie hatte schon recht. Ein letztes Lächeln der Verachtung war über sie dahingefahren, weil er nicht glaubte, daß sie so mutig sei, wie es den Anschein hatte. Allmählich geriet sie in eine düstere, ja verzweifelte Stimmung, die ihr schließlich klar machte, daß sie ihm schweigend den Beweis liefern müsse, wenn sie nicht wirklich eine Heldin des leeren Wortes bleiben wollte. Sie gab sich keine Rechenschaft darüber, warum sie plötzlich das Leben, das ihr vor wenigen Tagen noch so verheißungsvoll und schön erschienen, so grau und unerträglich dübe annahm.

Sie fuhr in die weiße Fude und suchte die Schlittschuhe hervor! Noch einen Augenblick zögerte sie... Die Temperatur draußen war die gleiche geblieben. Der Wertpfahl warnte immer noch die Wagbalken. — Dann aber riß sie mit einem raschen Entschluß die Tür auf, hastete über den Fluß und lief mit langen Schritten den Weg durch die enge Gasse, in der heute keine Kinder lärmten, weil die Luft schwer und die Wärme und alles lustige Licht verdrängt.

„Irgendwelche Freude der Gemüthung empfand Ruth Vienhardt heute nicht bei diesem Eislauf. Sie glitt mit zusammengelegten Brauen dahin, die Blicke unbewandt auf den Wertpfahl gerichtet, der ihr behende näher rühte.“

„Eine innere Stimme warnte sie. Sollte sie wirklich umkehren? Ganz plötzlich schrie diese Frage in ihr, und so sehr sie sich auch dagegen wehrte... sie hörte nicht auf. Ihre Antwort war, daß sie das Tempo noch mehr beschleunigte und laufend über den Pfahl hinausglitt zu der schwarzen Fläche hinüber, unter der hier und da große, weiße Niefenblasen aufwuchsen...“

„Doktor Winter war, seitdem er das harte Zuschlagen einer Tür gehört hatte, unruhig geworden.“

„Ruth,“ sagte er zu seinem Schüler, „frage doch mal diese Photographien, die ich selbst in den Bergen aufnahm, zu Deiner Schwester hinein. Vielleicht interessieren sie die Aufnahmen...“

Der Esfähige kam zurück und bestätigte, was Doktor Winter geschildert hatte: „Sie ist gar nicht mehr in ihrer Stube, und ihre Schlittschuhe sind auch fort.“

Nun wußte Doktor Winter, daß seine Ahnung die richtige gewesen!

„Ich muß sehr schnell einen Brief schreiben, Kurt,“ sagte er hastig... „Sieh Dir indessen jenes Album an. In wenigen Augenblicken bin ich wieder bei Dir.“

Zwar hielt Doktor Winter Wort, aber er trug, als er wieder kam, einen Mantel und seine Schlittschuhe über dem Arm. Der Brief, von dem er gesprochen, leuchtete in seiner Rechten.

„Ich habe hier einen wichtigen Auftrag für Dich, Kurt,“ sagte er ernst. „Sieh her, verwahre nur diesen Brief, und wenn ich Dich bis morgen früh um neun Uhr nicht gesehen haben sollte, daß Du ihn mir zurückgibst, dann trage ihn in den nächsten Briefkasten. Gib mir die Hand darauf, daß Du es genau so machen wirst, wie ich es Dir gesagt habe.“

Kurt Vienhardt war ein auhergewöhnlich zuverlässiges Kind. Doktor Winter hatte ihn oft genug darin erprobt. Er trug den Brief voller Stolz in sein Stübchen, legte ihn in das Markenalbum und dachte unablässig an die übernommene Pflicht.

— Zwei Stunden später mußte Frau Vienhardt das dunkel verhangene Zimmer verlassen...

Sie kniete vor ihrer Tochter, rief und trocknete deren erstarrete Glieder und tat immer die nämliche Frage:

„Und ohne sein zufälliges Hinzukommen wärest Du ertrunken, Ruth?“

Ruth Vienhardt nickte müde.

„Ja, Mutter, ich konnte doch nicht schwimmen, und als Doktor Winter mich emporkippte, war ich schon halb ohnmächtig...“

Frau Vienhardt stand noch vor allerhand ungelassenen Rätseln, die nun, da der erste große Schrecken überwunden, unruhig in ihr reiteten:

„Aber wie ist er Die nur so schnell nachgekommen? — Kurt sagte doch, nach dem Zulapfen seiner Tür sei noch eine rechtliche halbe Stunde vergangen, bis er sich aufgemacht habe.“

Ruth Vienhardt barg zitternd den Kopf an der Brust ihrer Mutter.

„Er ist über die Moorwiesen gelaufen...“

„Um Gottes willen.“

Es war ganz still im Zimmer. Das blaße Mädchen flüsterte endlich in heiserer Bitter: „Geh zu ihm, Mutter. Ich fühle mich wirklich ganz frisch. Der heiße Tee hat mir gut getan. Aber rege ihn nicht auf... ich glaube, daß er Fieber hat, und daß wir nach dem Arzt senden müssen.“

Der alte Sanitätsrat schüttelte eine Stunde später bedenklich den Kopf. „Jedenfalls ist er doch in das kalte Wasser gesprungen. Das Fieber ist hoch... 40,1... Doch... er ist ja jung und kräftig... Hoffen wir also das Beste...“

Er phantasierte unausgesetzt. Seine Hände führten unruhig auf der weichen Dede hin und hin... Einmal hielt er Frau Vienhardts Hand krampfhaft fest.

„Bringe mir den Brief sofort wieder, Kurt... noch dürfen wir ihn nicht abschicken.“

Als Kurt davon hörte, nickte er stolz und holte den übergebenen Brief eilig herbei.

„Ich möchte ihn aber Herrn Winter selbst zurückgeben, wie ich es ihm versprochen habe.“

Doch Ruth Vienhardt erlaubte es nicht.

„Du darfst jetzt nicht hinein; er ist eingeschlafen, Kurtel. Mutter wird ihn morgen früh mitnehmen.“

Diese ganze lange Nacht war der Brief in Ruth Vienhardts Stübchen. Sie schloß krampfhaft die Augen, aber die kräftigen Buchstaben tanzten dennoch vor ihren Augen auf und nieder.

— Was er wohl seiner Mutter zu sagen hatte... kurz bevor er den Gang über die Moorwiesen trat? —

Sie nahm ihn zur Hand. Wie leicht er war... und da... der Umschlag war so leicht gefaltet, daß er sich ohne Anstrengung dösig löste.

Es war ein Unrecht, wenn sie heimlich las, was er seiner Mutter schrieb. Das fühlte sie deutlich.

Aber es war daneben auch, als wenn plötzlich in dunkler Nacht ein Licht aufgehen wollte, um ihr einen Weg zu zeigen. Darum zog sie den Bogen heraus und las seinen Inhalt: „Geliebte Mutter!“

Dente nicht, daß ich vergaß, was ich dem Vater aus dem Sterbepflege gelobte, mein Leben niemals leichtsinnig aufs Spiel zu setzen, weil es Dir und dem Jüngsten gehören muß. Ich denke vielmehr ganz scharf in diesem Augenblick daran und muß es dennoch tun!

Wenn Du diesen Brief erhältst, dann bin ich nicht mehr. Dann habe ich die Tat, die Ruth Vienhardt von dem Tode des Ertrinkens reiten soll, mit meinem Leben begahnt. Gestern war ich noch sicher, daß ich meinen Schmutz nie brechen würde.

Und heute wage ich es doch, ohne zu überlegen. Büßne dem Mädchen nicht, wenn das Schlimmste geschehen sollte.

Ich konnte nicht anders, denn ich habe sie sehr lieb.“

Als Frau Vienhardt am nächsten Morgen sehr früh nach ihrer Tochter sah, um ihr zu sagen, daß Doktor Winter nach verhältnismäßig ruhiger Nacht jetzt faast schlummere, fand sie diese zum Ausgehen angekleidet.

„Ich muß unverzüglich zu Doktor Winters Mutter gehen. Aber ich werde sehr bald wieder zurück sein.“

„Kind, was hast Du vor,“ fragte sie verwirrt und besorgt Frau Vienhardt. Da schlangen sich zwei Arme fest um ihren Hals.

„Ich gehöre jetzt zu ihm. Das muß ich seiner Mutter beichten.“

Die Brieftasche.

Von Michel Corday.

„Ich kam damals nach Paris“, erzählte Doktor Quinet, „um eine mir zugefallene Erbschaft abzuheben. Die Summe war nicht besonders hoch — 14.000 Franc — aber sie war mir in meinen damaligen Verhältnissen — als Arzt in einer kleinen Provinzstadt — sehr willkommen. Vom Tage aus ging ich zum Rotar, der mir das Geld in kleinen Bündchen von 100 Franc Scheinen auszählte. Nachdem ich das Geld sorgfältig in meiner Brieftasche untergebracht hatte, ging ich ins Hotel, um etwas Toilette zu machen. Meinen Aufenthalt in Paris wollte ich dazu benutzen, einen meiner Freunde zu besuchen... Ich hielt mich nur kurze Zeit bei ihm auf, da ich von der Reise ermüdet war. Als ich wieder auf die Straße kam, beobachtete ich die Wege. Da es mir unmöglich war, einen Wagen aufzutreiben, war ich gezwungen, zu Fuß ins Hotel zu gehen, und ich lag den kürzeren Weg über die Boulevards ein. Eine fröhliche Menschenmenge, die unruhig vorwärts balancierte, drängte sich dort. Man Zeit zu Zeit entsetzte ein Ausrufen auf dem Glatteis Stürme von Leitern. Ich

war etwas anruhig, der Gedanke an mein Geld und an die Möglichkeit einer Gefahr, es zu verlieren, verließ mich nicht. Wie leicht konnte ich fallen, dabei Schaden nehmen, man würde mich dann in die erste Apotheke schaffen und womöglich dabei meiner Brieftasche berauben. Ich ging daher sehr vorsichtig, um ja nicht auszugleiten. Aber alle meine Vorsicht nützte nichts. Vor einem hellerleuchteten Café, dessen Terrassen voll besetzt waren, wurde ich von einer scheinbar sehr kurzschichtigen jungen Dame, die dabei fast umfiel, angerempelt. Meine erste Sorge war, nicht mein Gleichgewicht zu verlieren. Es gelang mir auch. Ich war ärgerlich über die Ungehörigkeit der kleineren Person, die es kaum für nötig hielt, sich bei mir zu entschuldigen und auf mein ärgerliches Brummen ein amüsiertes Lachen hatte, um dann schnell im Gedränge zu verschwinden.

Plötzlich fiel ein Verdacht in mir auf. Wenn das vielleicht nur eine List war, um mich zu bestehlen? Ich tastete nach meiner Brieftasche — sie war verschwunden! Die Diebin war noch nicht weit von mir entseht. Ich erkannte sie an ihrem gelben Hut. Mit den Ellenbogen schaffte ich mir Platz, drängte mich durch die Menge und lief ihr nach. Ich ergriff sie am Arm und aus Furcht vor einem Stambul, sagte ich ihr mit halber Stimme: „Sie haben mir meine Brieftasche gefohlen, geben Sie mir sie wieder.“ Sie war die Entzündung selbst, sie bestritt es mit größter Festigkeit und wollte sich von mir freimachen. Umherstehende wurden aufmerksam, es war mir sehr peinlich, aber ich wollte mein Geld um jeden Preis wiederhaben, und ich wußte ganz sicher, daß nur diese Frau mich bestohlen haben konnte. Ein Polizist kam dazu, und wir beide mußten ihm zum nächsten Polizeirevier folgen.

Vor dem Wachmeister wiederholte ich meine Anschuldigung. — Ich erinnerte mich der Vorgänge jetzt noch deutlicher. Im Augenblick, als die junge Frau mich angerempelt hatte, war sie in Begleitung zweier Herren gewesen, die aber im selben Moment, als ich die Diebin feststellte, verschwunden waren. Gewiß Komplizen, die sich kugelförmig aus dem Staube gemacht hatten. Mit aller Bestimmtheit behauptete sie indessen, daß man sie ruhig unterfragen sollte; man würde keine Brieftasche bei ihr finden, daß sie allein gegangen sei und von zwei Herren, die ich neben ihr gesehen haben wollte, gar nichts wisse. Sie gab sich als Künstlerin an, die in Paris nicht unbekannt sei, und drohte den Polizeibeamten, daß ihnen ihr Mißglaube teuer zu stehen kommen sollte. Aber ich sprach so überzeugend, so berechtigt, daß der Wachmeister meine Partei ergriff.

Er beschloß, die junge Dame bis zum nächsten Morgen in Haft zu behalten. Bis dahin konnte man über sie Erfundungen einziehen. Ich ging. Ich war wütend und verzweifelt...“

„Ich hatte so viele Pläne mit dieser Summe Geldes gemacht, und es blieb mir nur wenig Hoffnung, es wiederzubekommen!“

In der Nähe des Bahnhofes hatte ich in einem Hotel Wohnung genommen, in dem das freie Kommen und Gehen der Reisenden bis zu vorgerückter Stunde lebendig blieb. Ermattet, gleichgültig gegen das lebhaft Treiben, durchschritt ich schnell die Halle und ging in mein Zimmer hinauf.

Ich drehte das elektrische Licht auf, und auf dem Tisch, neben flüchtig aus dem Handtascher herausgezogenen Kleinigkeiten, bemerkte ich meine Brieftasche...“

„Also ich hatte sie liegen lassen, als ich zu meinem Freund ging. Und doch, auf dem Wege zu ihm war es mir, als fühlte ich sie in meiner Tasche. Jedoch die Hauptsache blieb, sie war da! Ich hätte vor Freude einen Luftsprung machen können, aber zu gleicher Zeit fühlte ich eine festige Scham. Ich hatte eine Unschuldige verhaften lassen. Im Geiste sah ich den peinlichen Weg, den ich zur Polizei zu machen hatte, vor mir. Denn ich konnte diese Unglückliche keine Stunde länger droht lassen. In Gedanken hörte ich schon die tadelnden Worte des Wachmeisters, die ärgerlichen Vorwürfe, den Triumph dieser Frau. Meine Freude war mir durch meinen Jertum verdorben und durch die Rotwundigkeit, ihn eingeschrien zu müssen.“

Aber die Dinge kamen ganz anders, als ich sie mir gedacht hatte. Der Wachmeister, der, wie ich glaubte, sehr ärgerlich sein würde, weil ich die junge Frau so leichtsinnig beschuldigt und ihn verurteilt hatte, eine Unschuldige festzunehmen, fragte mich zweifelnd, ob ich auch ganz sicher sei, daß sie mich nicht bestohlen habe.

Auch die junge Frau bereitete mir eine Ueberraschung.

Gewiß, sie triumphierte als ich ihr meine reumütigen Entschuldigungen vorbrachte. Aber sie triumphierte weniger großartig, als ich es erwartet hatte; und ohne eine Entschädigung zu verlangen, die ich ihr ohne weiteres gegeben hätte, ging sie. Ich war sehr verwundert über ihre Haltung. Nach den Mutaussprüchen bei der Feststellung dieser Mäßigung bei der zu Unrecht erduldeten Kränkung? Warum hatte sie meine Entschuldigungen mit solch bescheidener Verwirrung entgegengenommen? Warum diese Elie beim Verschwinden, ohne Schädenersatz zu fordern? Ich fand bald die Aufklärung. Es war gegen Mitternacht, als ich in mein Hotel kam.

Der Portier sagte zu mir: „Gnädiger Herr, man hat nach Ihnen verlangt.“

„Wer?“

„Zwei Herren waren vor anderthalb Stunden hier. Sie haben gefragt, ob Sie oben seien, und sind zu Ihnen hinaufgegangen.“

„Ich ließ sie mir beschreiben; kein Zweifel, es waren die Komplizen! Die Diebin hatte ihnen rasch die Brieftasche zugefleht. Aber als die beiden jungen Leute bemerkten, daß sie ertappt wurde, fanden sie kein besseres Mittel, sie zu entlasten, als die Beute wiederzubringen.“

In der Brieftasche entdeckten sie meinen Namen und die Adresse meines Hotels, und so hatten sie den kostbaren Schatz in mein Zimmer gelegt. Wenn ich bei meiner ersten Rückkehr weniger schnell in mein Zimmer gegangen wäre, hätte mich der Portier zweifellos früher benachrichtigt, alles wäre gleich aufgeklärt worden, und die Diebin wäre entlarvt!

Aber die Hauptsache war ja, ich hatte mein Geld! Nur eines bebaure ich noch heute, daß ich mich so sehr, so demütigt bei ihr entschuldigt habe.“

Whistlers letzte Waffe.

Folgende amüsante Geschichte wird von Whistler erzählt: Als der große Maler eines Tages in die Arbeit an einem Bilde ganz vertieft war, kloppte es und der Diener kam herein und brachte die Karten einer sehr reichen amerikanischen Dame und ihres Mannes, die ihn zu sprechen wünschten. Whistler ließ sagen, er habe keine Zeit, aber der Diener brachte die Antwort zurück, die Dame wäre geradezu aus Amerika gekommen, um sich von ihm malen zu lassen. Wieder ließ der Maler sagen, daß er unendlich bebaure, doch gleich darauf hörte man die Schritte im Vorderraum; die Millionärin ließ sich nicht abwiesen.

Während stürzte nun Whistler hinaus, eine Handvoll nasser Pinsel in der Hand, und stand der Dame gegenüber, die für die erhoffte Sitzung ein kostbares Kleid angelegt hatte. Der Maler hob die Hand, die wenigstens drei von Farbe triefende Pinsel hielt, und zeigte bei jedem Satz, den er hervorbrachte, mit einem energischen Ausdruck nach der Tür: „Meine Dame (die Hand flegt vorwärts). Sie müssen wissen (wieder ein Fuchtel mit den Pinseln), daß ein Künstler (neue Gesten) sich nicht in seiner Arbeit unterbrechen läßt! (Emporkneifen der Hand). Ich muß Sie auf das dringendste ersuchen, meine Wohnung zu verlassen. (Die Pinsel weisen den Weg aus).“

Bei jeder dieser gefährlichen Gebärden, die das Kleid der Dame für immer zu vernichten drohten, war er ihr näher getückt, bis sie in der Tür ankam, zu der er sie mit einer kleinen Berührung hinauszudrängte. Wenn Whistler diese Geschichte mit drohendem Lachen erzählte und einer der Zuhörer sagte: „Sie müssen viel solche Erfahrungen mit den neuen Reichen gemacht haben?“, da nickte er nachdenklich und schloß mit den Worten: „Oh ja, ob ja! Und es wird noch lange dauern, bis sie in die Bilder hineinwachsen, die ich von ihnen gemacht habe...“

— Unsere Kinder. Mutter: „Warum willst Du denn Deinem kleinen Better keinen Kuß geben?“ Die achtjährige Elise: „Ach, er hat ja noch gar keinen Schnurrbart!“

— In der Oper. Erster Zuschauer: „Darf ich mit erlauben, Ihnen mein Leibbuch anzubieten?“ Zweiter Zuschauer: „Ich danke Ihnen, meine Frau hat mit dem Leib schon längst gelebt.“

— Dillig. Was (zu einem Herrn, der eine Perücke trägt): „Ich kann gar nicht begreifen, Herr Müller, wie Sie das Haar eines anderen Mannes auf dem Kopfe tragen können!“ — Herr Müller: „Oh, Sie tragen doch auch die Woll eines anderen Schafes auf dem Leib.“